

»Mensch!«

Wohlfahrt in Nürnberg: AWO · BRK · Caritas · Stadtmission · Paritätischer

Ausgabe 1/2018

Mit Spiel, Spaß und Swing durch die Woche

Viele unterschiedliche Angebote in Heimen bringen Abwechslung in den Alltag der Bewohner

Günter Dehn

Es gibt Zeitgenossen, die das Leben in einem Alten- und Pflegeheim mit den Adjektiven »einsam und eintönig« umschreiben. Die Wirklichkeit sieht völlig anders aus. Die Verantwortlichen geben sich viel Mühe, um den Heimalltag abwechslungsreich zu gestalten.

Zusammen mit ehrenamtlichen Mitarbeitern organisiert man in vielen Seniorenheimen vielfältige Freizeitaktivitäten. Daniela Panzer, Leiterin der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit beim Kreisverband Nürnberg-Stadt des Bayerischen Roten Kreuzes (BRK): »Das sind bunte Nachmittage, Ausflüge und sonstige der Jahreszeit entsprechende Festivitäten«. Darüber hinaus gibt es eine Auswahl von Freizeit- und kulturellen Angeboten, unter denen die Bewohnerinnen und Bewohner auswählen können.

Im Hans-Schneider-Haus der Arbeiterwohlfahrt (AWO) liebt man es zuweilen zünftig. Da gibt es auch mal einen echt fränkisch-bayerischen Hüttenabend, der äußerst beliebt ist. »Außerdem«, so Thomas Rüger,

»bieten wir auch mal eine kleine Exkursion in ein Museum, beispielsweise ins Spielzeugmuseum, an«. Unterstützt werde man dabei von Mitarbeitern des Verlags »Bildung und Wissen«, die die Besucher ehrenamtlich begleiten und auch die Exponate und Darstellungen erklären.

Swingende Melodien stimmen im Haus Hephata der Stadtmission auf die neue Woche ein, wenn am Sonntagnachmittag das »Noris Swingtett« mit seinen Melodien in den Zuhörern Erinnerungen an längst vergangene Zeiten wachruft. Begeistert empfangen wird immer wieder der Besuch der Clownin. Amanda Gruhler unterhält lustig kostümiert zwei Mal im Monat die Bewohner mit ihren munteren, oft aber auch nachdenklichen Späßen. Und ein Mal im Monat kommt »Herr Halo mit Hund« ins Heim.

Auch in den Pflegeheimen der Caritas ist jede Menge geboten. Neben vierteljährlich stattfindenden Kunstausstellungen in der Cafeteria vom Stift St. Martin in Nürnberg gehen regelmäßig Lesungen lokaler Autoren, oder Aufführungen von Kleinkunstgruppen



Beliebter Gast: Clownin Amanda Gruhler besucht regelmäßig das Haus Hephata. Foto: Uwe Niklas

über die Bühne. Besonders beliebt bei bettlägerigen Bewohnern ist das Kraft- und Balancetraining, erzählt Stefan Unterburger von der Caritas. Dazu kommen Bewegungstherapeuten mit Hanteln, Bällen oder Gymnastikbändern vorbei und gestalten eine Trainingseinheit. Hinzu kommen viele Aktivitäten außerhalb der Einrichtungen, wie Besuche des Tiergartens oder der Stadtteil-feste. »Da musste ich erst 85 Jahre alt wer-

den, um zu lernen, wie wichtig meine Füße sind!« So schwärmt ein Bewohner des Albert-Schweitzer-Seniorenstifts des Paritätischen Wohlfahrtsverbands in Nürnberg-Erlenstegen nach Fußball und Fußmassage. Das Wellness-Seminar mit professionellen Pflegetipps ist stets gut besucht. Da wird das Seniorenstift zur Wohlfühl-oase.

Wir wollen die Pflege in ein positives Licht rücken

Liebe Leserinnen, liebe Leser, die großen sozialen Verbände – AWO, BRK, Caritas, Paritätischer und Stadtmission – arbeiten in Nürnberg schon seit vielen Jahren sehr vertrauensvoll zusammen. Alle Beteiligten schätzen es sehr, dass sie ihre Kooperation auf dem Fundament historisch gewachsener Beziehungen weiter auf- und ausbauen können. In Nürnberg gibt es eine bundesweit wohl einmalige Form der Kooperation zwischen diesen Verbänden. Sie macht es auch möglich, dass wir eine gemeinsame Zeitung veröffentlichen.

In dieser Ausgabe von Mensch! haben wir die Pflege in den Fokus genommen. Wenn dieses Thema in den Massenmedien aufgegriffen wird, dann wird sehr häufig die negative Brille aufgesetzt: Pflegenot-

stand, Pflegeskandale, etc. Wir wollen keine Schönfärberei betreiben. Unser Anliegen ist es jedoch, die Pflege in ein positives Licht zu rücken.

Wir verstehen uns als Anwalt der sozial Schwachen in unserer Gesellschaft. Aus deren Blickwinkel ist Pflegebedürftigkeit ein individuell drängendes Problem. Doch es ist eben kein Einzelschicksal! Gerade vor dem Hintergrund des demografischen Wandels und der Auflösung traditioneller Familienstrukturen ist eine verlässliche Hilfe dringend von Nöten.

Gute Pflege sorgt für ein würdevolles Leben auch in der letzten Lebensphase. Gute Pflege braucht aber auch gute Rahmenbedingungen von der Politik. Mehr Personal soll mehr Zeit für den Pflegebedürftigen

haben und nicht an immer mehr bürokratischen Vorschriften verzweifeln.

Mit unserer jahrzehntelangen Kompetenz stehen wir ein für eine qualitativ hochwertige Arbeit. Zu danken haben wir dies unseren engagierten Mitarbeitern. Sie sind glaubhafte Botschafter unserer sozialen Werte.

Sie sorgen dafür, dass Pflegeeinrichtungen keine Verwahranstalten sind. Die menschliche Würde endet nämlich nicht mit Eintritt der Pflegebedürftigkeit.

Wir laden Sie dazu ein, die vielfältigen Facetten des Themenfelds Pflege kennenzulernen!

Viel Freude mit der ersten Ausgabe von Mensch!



Michael Schobelt
Vorstand, AWO Kreisverband Nürnberg
Christiane Paulus
Geschäftsführerin, Paritätischer Wohlfahrtsverband
Michael Schwarz
Caritasdirektor, Caritasverband Nürnberg
Matthias Ewelt
Theologischer Vorstand der Stadtmission Nürnberg
Ulrike Sing
stellv. Kreisgeschäftsführerin, BRK Nürnberg (v.l.n.r.)



Kreisverband
Nürnberg e.V.



**Bayerisches
Rotes
Kreuz**
Kreisverband Nürnberg-Stadt



**DER PARITÄTISCHE
BAYERN**
Bezirksverband Mittelfranken

Stadtmission
Nürnberg

Impressum

»Mensch! – Wohlfahrt in Nürnberg
Jahrgang 1 / Mai 2018
Erscheint regelmäßig als Beilage der
Nürnberger Nachrichten / Nürnberger
Zeitung

Herausgeber und Kontaktadresse:
Arbeitsgemeinschaft der Wohlfahrtsverbände in Nürnberg, c/o Michael Schobelt,
AWO Kreisverband Nürnberg e.V.,
Karl-Bröger-Straße 9, 90459 Nürnberg
Telefon: +49 (911) 450 60 0
Telefax: +49 (911) 450 60 100
E-Mail: kreisverband@awo-nbg.de

Redaktion: Petra Nossek-Bock,
Michaela Zimmermann
Gestaltung: gillitzer.net
Druck: Verlag Nürnberger Presse
Druckhaus Nürnberg GmbH & Co. KG
Auflage: 60.000

Die Wohlfahrtsverbände in Nürnberg:
AWO Kreisverband Nürnberg e.V., Tel. 0911 / 450600, www.awo-nuernberg.de
Bayerisches Rotes Kreuz, Kreisverband Nürnberg-Stadt, Tel. 0911 / 53010, www.kvnuernberg-stadt.brk.de
Caritasverband Nürnberg e.V., Tel. 0911 / 23540, www.caritas-nuernberg.de
Paritätischer Wohlfahrtsverband, Bezirksverband Mittelfranken e.V., 0911 / 205650,
www.mittelfranken.paritaet-bayern.de
Stadtmission Nürnberg e.V., 0911 / 3505154, www.stadtmission-nuernberg.de



In den Ausbildungsstätten der Wohlfahrtsverbände lernen angehende Pflegekräfte ihr Handwerk. Fotos: Uwe Niklas

»Gemeinsam für mehr Menschlichkeit«

Ausbildungsexperte Johannes Bischof fordert mehr Solidarität zwischen Bewohnern und Beschäftigten in Pflegeheimen

Interview mit Johannes Bischof, Bereichsleiter Pflege der Gemeinnützigen Gesellschaft für soziale Dienste (GGSD) in Bayern.

Interview: Michaela Zimmermann

Herr Bischof, Sie sind seit 20 Jahren im Pflegegeschäft. Erst als Krankenpfleger, dann als Referent für Altenhilfe, jetzt als Experte für die Pflegeausbildung. Was hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten verändert?

Johannes Bischof: Der demografische Wandel ist fortgeschritten. Pflegebedürftige Menschen kommen heute viel später ins Pflegeheim, dafür aber meist mit deutlich intensiverem Pflegebedarf. Dementsprechend herrscht heute ein größerer Fachkräftemangel als damals. Das hat allerdings auch mit der Einführung der Marktlogik in ein ursprünglich solidarisch angelegtes System zu tun. Der harte Wettbewerb um Qualität und insbesondere die Wirtschaftlichkeit bei staatlich gedeckelten Mitteln führt dazu, dass der Druck auf die in der Pflege tätigen Menschen steigt.

Was heißt das konkret?

1995 wurde die Pflegeversicherung als weitere Säule der sozialen Sicherungssysteme eingeführt. Sie wurde als Teilleistungssystem angelegt und bietet damit einen Sachleistungsanspruch für die Pflege in einem Heim oder für Leistungen des ambulanten Pflegedienstes. Dieser Sachleistungsanspruch ist gesetzlich in seiner finanziellen Höhe festgeschrieben und es ist schlicht nicht möglich, den festgestellten Pflegebedarf damit zu decken. Kurz: Für eine gute Pflege bei gut bezahltem Personal muss der pflegebedürftige Mensch zuzahlen. Durch die Reformen der Pflegeversicherung wurden diese Beträge weiterhin ohne jegliche Dynamisierung festgeschrieben. Das bedeutet, dass jede Lohnerhöhung, die die Pflegeeinrichtung umsetzen will, unmittelbar von den Pflegebedürftigen bezahlt werden muss.

Wer es sich leisten kann, landet also in einem guten Pflegeheim mit Fachkräften?

Nein, so pauschal kann man das nicht sagen. Die formalen Qualitätsstandards sind für alle gleich. Aus meiner Erfahrung weiß ich, dass es immer auf den Träger eines Pflegeheims, die Heimleitung und auch auf die Persönlichkeit der Pflegenden ankommt, wie eine Einrichtung in Gänze aufgestellt ist.

Dann liegt der Schwarze Peter bei der Politik. Sie muss das Pflegesystem reformieren?

Das ist der einzige Ausweg. Die Politik müsste in Bezug auf das Thema Altersarmut arbeitsmarkt- und bildungspolitische Prozesse anstoßen und umgehend die Pflegeversicherung grundsätzlich reformieren. Vielleicht könnte ein System, das wie eine richtige Teilkaskoversicherung funktioniert, helfen.

In jedem Fall bedeutet dies entweder zunehmende steuerfinanzierte Anteile in der Pflege und wohl auch eine Beitragssatzerhöhung für

die Pflegeversicherung. Denn die Pflege benötigt insgesamt mehr Geld. Pflege ist aus meiner Sicht ein gesamtgesellschaftliches Problem und muss von allen solidarisch getragen werden. Wenn sich die Rahmenbedingungen und damit die Arbeitsbedingungen in der Pflege zum Guten hin verändern, interessieren sich vielleicht auch wieder mehr Menschen für den Pflegeberuf, das bräuchten wir dringend!

Stichwort Fachkräftemangel, es heißt, bundesweit gebe es etwa 30.000 ausgebildete Pflegekräfte, die nicht mehr in ihrem alten Beruf arbeiten möchten oder können. Auch Auszubildende für die Altenpflege sind schwer zu finden. Es liegt vor allem an den Arbeitsbedingungen. Am Personalmangel, der insbesondere in Krankheitsphasen fast nicht mehr zu verantworten ist. Das Fachpersonal kann dem eigenen und medizinisch-pflegerisch notwendigen Anspruch auf gute Pflege nicht mehr gerecht werden und das macht gelinde gesagt unzufrieden. Die Fachkräfte stehen massiv unter Druck und unter dem

derzeitigen System kann man keine Verbesserung der Rahmenbedingungen erreichen. Es ist im Moment alles ausgezitt.

Wie kann es aktuell weitergehen?

In erster Linie ist es wichtig, dass sich die Pflegeeinrichtungen mit den Pflegebedürftigen und ihren Angehörigen solidarisieren. Gemeinsam sollte man darauf achten, dass vereinbarte Standards auch eingehalten werden. Nur wenn beide Parteien in dieser Situation gemeinsam an einem Strang ziehen, haben wir die Chance, dass sich die Politik bewegt.

Und wie könnte man den Pflegeberuf wieder attraktiver machen?

In erster Linie durch eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen, denn viele Pflegefachkräfte leiden nicht nur unter dem täglichen Stress, sie leiden darunter, ihren Beruf aufgrund des bestehenden Personalmangels in der Pflege nicht so ausüben zu können, wie sie es eigentlich bei uns und den vielen anderen Ausbildungsstätten, die es gibt, gelernt haben. Das Gesetz zur Reform der Pflegeberufe, das ab 2020 gilt, wird dazu beitragen, den Pflegeberuf attraktiver zu machen.

Sie meinen die generalistische Ausbildung, die beschlossen wurde?

Durch diese Zusammenlegung dreier, vormals getrennter Ausbildungswege zu einem einzigen entsteht ein völlig neues Berufsbild. Hinzu kommt die EU-weite Anerkennung, die bislang nur für die Krankenpflege bestanden hat. Ab 2020 hat man die Möglichkeit, mit einer einzigen Ausbildung in allen Bereichen der Pflege als Fachkraft zu arbeiten – in Deutschland oder irgendeinem anderen Land der Europäischen Union. Das sind berufliche Perspektiven, die hoffentlich vielen die Entscheidung erleichtern, diesen Beruf zu ergreifen.

Was ist mit den ausländischen Pflegekräften? Schätzungen zufolge haben 50 Prozent der Belegschaft in deutschen Pflegeheimen einen Migrationshintergrund.

Dazu liegen mir keine Zahlen vor, aber natürlich geht es ohne ausländische Kräfte nicht mehr. Die Heime sind mittlerweile so verzweifelt auf der Suche nach Fachkräften, dass sie aus China, Kamerun und den Philippinen Fachpersonal über Agenturen anheuern. Dafür bezahlen sie erhebliche vierstellige Eurobeträge als Vermittlungsgebühr und doch stehen sie oft nach kurzer Zeit wieder ohne die neue Fachkraft da. Einfach, weil diese Menschen die Arbeit im Ausland ohne soziales Umfeld nicht ausgehalten haben.

Was ist mit der fortschreitenden Digitalisierung? Werden künftig Roboter den Fachkräftemangel in der Pflege kompensieren?

Zum einen wird Digitalisierung in der Bildung immer wichtiger, immer mehr Lernprozesse werden künftig auch online unterstützt. Zum anderen verändert sich auch die Pflegepraxis rasant: Fallsturzmatten, die einen Alarm auslösen, sobald ein Pflegebedürftiger aus dem Bett fällt, sind schon heute Standard und genauso sinnvoll wie Notfall-Armbänder, die es ebenfalls bereits gibt. Doch man möchte sicher nicht, dass einem ein Roboter in der letzten Stunde des Lebens die Hand hält. Der gesellschaftliche und fachliche Diskurs über Chancen und Risiken der Digitalisierung wird auch in der Pflege intensiv zu führen sein.

Welche Perspektiven sehen Sie für die Pflege in den nächsten zwei Jahrzehnten?

Ich bin überzeugt, dass sich das Thema Pflege immer mehr in der Gesellschaft verbreitet. Denn es geht jeden etwas an. Es ist aus meiner Sicht wichtig, dass Pflege wieder solidarischer wird und dass die geforderte und notwendige Qualität auch vom Pflegepersonal geleistet werden kann. Die Pflege muss wieder hin zu den Menschen. Denkbar wäre es, sie in die kommunale Verantwortung zu geben. Vielleicht würde es dann auch gelingen, mehr präventive Maßnahmen für ältere Menschen anzubieten, damit die Pflegebedürftigkeit so lange wie möglich abgefangen werden kann. Die Erkenntnisse sind alle da, wir müssen sie nur umsetzen.



Johannes Bischof ist seit 1. März 2017 Bereichsleiter Fort- und Weiterbildung Pflege der Gemeinnützigen Gesellschaft für Soziale Dienste (GGSD) und damit verantwortlich für 12 Pflegeausbildungs-Standorte mit rund 40 Schulen, davon 15 Pflegeschulen, sowie sieben Seminarorten für Fort- und Weiterbildung in Bayern. Bischof ist Jahrgang 1976, wurde in Schorndorf in Baden-Württemberg geboren und kommt ursprünglich aus der Krankenpflege.

Kontakt:

Johannes Bischof
johannes.bischof@ggsd.de
Gemeinnützige Gesellschaft für soziale Dienste
Roritzerstr. 7, 90419 Nürnberg
Tel. 0911/37734-0
Fax 0911/37734-34
info@ggsd.de, www.ggsd.de

Was so alles passiert im Laufe eines typischen Tages: Unsere Redaktion hat sich im Käte-Reichert-Heim umgesehen.



Von 6 Uhr morgens bis etwa 14 Uhr dauert der Arbeitstag des Küchenchefs Thomas Weißel. Zunächst werden für das Frühstück Brötchen aufgeschnitten und Brote geschmiert. Fleischgerichte müssen so weich sein, dass auch Senioren mit Schluckbeschwerden damit zurechtkommen.



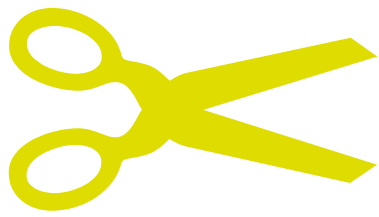
Wer im Käte-Reichert-Heim anruft, hört oft die freundliche Stimme von Claudia Miranda. Sie ist für die Verwaltung des Seniorenheims zuständig.



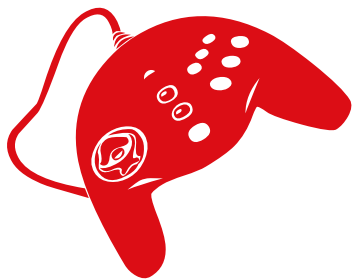
Viele alte Menschen leiden unter Einsamkeit. Den Bewohnern des Käte-Reichert-Heims in der Nürnberger Wiesentalstraße droht das nicht: Beim nachmittäglichen Kaffee und Kuchen geht es immer sehr gesellig zu.



Bei dem monatlichen »Kaffeeklatsch« gibt es einen zwanglosen Austausch, bei dem die Heimleiterin auch gerne mal ein Gedicht vorliest.



Die Bewohner sollen sich nicht langweilen, Geist und Körper sollen fit gehalten werden. Dafür sorgt die gerontopsychiatrische Betreuung. Und auch die Pflegefachkraft Anton Werzinger hilft einer älteren Dame bei einer Bastelaktion.



Der Computer gibt den Senioren Impulse, geistig fit zu bleiben. Auf dem einfach zu bedienenden Gerät mit Touchscreen sind mehrere Denkspiele programmiert, zum Beispiel »Wer wird Millionär?«.



Die Heimleitung hat in den Gängen des Käte-Reichert-Heims zahlreiche Gemälde aufgehängt, deren Motive den Bewohnern vertraut sind. »Auch bei Schwerstde menten kommen oft die Erinnerungen wieder, wenn sie die Bilder anschauen«, erzählt Heimleiterin Ina Schönwetter-Cramer.



Mit ihren fast 85 Jahren hat Gertrud Höfer noch eine sinnvolle Aufgabe gefunden, die ihr auch Spaß macht: Sie kümmert sich um die Hasendamen Sarah und Käthe, mistet den großen Stall aus, gibt den Tieren Futter und Wasser.

Von früh bis spät ist immer jemand da

Philipp Demling

Jeden Morgen um 9 Uhr treffen sich Pflegekräfte, Leiter der Wohnbereiche, Küchenchef, Reinigungspersonal und Heimleiterin zu einer »Stehung«. Studien zeigten, dass Gespräche im Stehen produktiver seien als im Sitzen, erklärt Ina Schönwetter-Cramer, Leiterin des Käte-Reichert-Heims in der Nürnberger Wiesentalstraße.

Die Besprechung ist eine tägliche Bestandsaufnahme: Was hat der Nachtdienst zu berichten? War es ruhig oder gab es besondere Vorkommnisse? Wie viele Wohnplätze sind belegt, wie viele Reservierungen gibt es? Was liegt heute an? Sorgen bereitet dem Team im Moment vor allem ein Bewohner, der an schwerer Demenz leidet. »Ich weiß nicht, was ich mit ihm machen soll«, sagt die Leiterin des Wohnbereichs, in dem der Mann untergebracht ist. »Er geht ständig raus, ist ohne jede Orientierung. Wenn man ihn fragt, weiß er nicht, wo er ist und wohin er will.«

Für Heimleiterin Ina Schönwetter-Cramer ist klar: Wenn alle Maßnahmen aus dem Bereich der gerontopsychiatrischen Betreuung und Pflege von Seiten der Ein-

richtung (leider erfolglos) ausgeschöpft sind, kann der Mann hier mit so einer stark ausgeprägten Hinlauftendenz nicht bleiben. Denn das von der Arbeiterwohlfahrt (AWO) betriebene Käte-Reichert-Heim ist ein offenes Haus, hier kann jeder kommen und gehen. Der Demenzkranke könnte sich aber selbst gefährden, zum Beispiel indem er auf die Straße geht und nicht auf den Verkehr achtet. »Ich rufe mal die Kollegen in Langwasser an«, sagt die Heimleiterin. »Vielleicht ist dort ein Platz frei.«

In Langwasser, am anderen Ende von Nürnberg, betreibt die AWO ein weiteres Heim, das auch für Schwerstde menten ohne Orientierungssinn ausgelegt ist. Geschlossen untergebracht werden können sie aber nur auf richterlichen Beschluss.

Ansonsten scheint es im Käte-Reichert-Heim ein Tag wie jeder andere zu sein: Die rüstigeren Senioren unten im großen Essensraum frühstücken, die weniger Mobilien in ihren Wohnbereichen. Das Putzpersonal säubert die etwa 100 Zimmer. Die Reinigungskräfte gehören übrigens zum Haus. »Sie sind für viele Bewohner wichtige Ansprechpartner«, sagt Heimleiterin Schönwetter-Cramer.

Das Heim hat drei Wohnbereiche, alle benannt nach nahegelegenen Örtlichkeiten: Palmplatz, Wiesental und Pegnitzgrund. In jedem Bereich ist die Wandfarbe anders, so finden sich die Senioren auf den weitläufigen Gängen besser zurecht. An den Wänden hängen überall Gemälde. Viele zeigen Motive, die die Bewohner an lange zurückliegende Erlebnisse erinnern: Auf einem Bild ist ein junges Paar zu sehen, das mit der Vespa einen Ausflug an einen See macht. Ein Gemälde zeigt eine Frau, die mit Reisekoffer in einen heute altmodisch wirkenden Bahnwaggon steigt. »Wenn sie die Bilder anschauen, dann kommen auch bei vielen



Damit sich die Bewohner wohlfühlen, müssen die knapp 100 Zimmer und alle anderen Räume sauber sein. Übrigens gehört auch das Putzpersonal zum Haus, und für viele Bewohner sind Monika Budziszewski (rechts) und ihre Kolleginnen wichtige Ansprechpartner. Fotos: Philipp Demling

schwer Demenzkranken Erinnerungen zurück«, sagt Schönwetter-Cramer.

Ähnlich ist es mit Liedern, die die alten Menschen von früher kennen: Um 10 Uhr treffen sich rund 30 Heimbewohner im gemütlichen Wintergarten zum Singen. Chorleiter Bernhard Beimler verteilt Liedzettel und legt eine CD mit Klassikern wie »Ach, wie ist's möglich dann« und »Als wir jüngst in Regensburg waren« auf.

In der Küche streut Chefkoch Thomas Weißel gerade Schnittlauch auf die Klöße und wärmt Speisen auf. Sein Arbeitstag beginnt um 6 Uhr morgens mit der Zubereitung des Frühstücks: Brötchen aufschneiden, Brote schmieren und das Essen in den Frühstücksraum und auf die Zimmer bringen. Ab 7 Uhr wird schon das Mittagessen vorbereitet. Den Senioren stehen meist zwei Gerichte zur Auswahl, eines davon ist vegetarisch.

Auch am Nachmittag ist einiges geboten: Ehrenamtliche Mitarbeiter laden zu Vorlesestunden, es gibt einen Gymnastikraum, der gelegentlich abends für Tanzveranstaltungen genutzt wird. Senioren, die geistig fit bleiben wollen, können an einem einfach zu bedienenden Computer mit Touchscreen »Wer wird Millionär?« und andere Spiele spielen, die Gedächtnis und Reaktionsvermögen schulen. Den Computer angeschafft hat Ursula Lipp, die Mitglied im Seniorenbeirat der Stadt Nürnberg ist, und sich seit 15 Jahren ehrenamtlich im Käte-Reichert-Heim engagiert. Ihre Mutter lebt in dem Heim, früher auch ihre inzwischen verstorbene Tante. Ohne Ehrenamtliche wie Ursula Lipp ginge es nicht, sagt Heimleiterin Ina Schönwetter-Cramer. Denn die Personalsituation ist wie überall im Pflegebereich schwierig: »Hier ist jeder Tag anders, und wir müssen auch immer ein wenig improvisieren.«



»Mein Team ist wie eine Familie«

Wie sich ausländische Pflegekräfte fern der Heimat fühlen und wie sie über ihre Tätigkeit denken



Gianti Darsono



Kristina Ivy Thomas



Workineh Siyoume



Vivian Ondiek



Sr. Jessie Thomas CMC

Der Pflegekraftmangel ist in den vergangenen Jahren immer größer geworden. Auf zehn freie Stellen in bayerischen Altenheimen kommen vier Bewerbungen. Ohne ausländische Pflegekräfte wären auch die Seniorenpflegeeinrichtungen in Nürnberg aufgeschmissen.

Michaela Zimmermann

Gianti Darsono ist ein echter Wirbelwind. Die 29-Jährige Indonesierin arbeitet als Altenpflegerin in der Stiftung Mittelfränkisches Blindenheim, die Mitglied im Paritätischen Wohlfahrtsverband ist. Hat Gianti Darsono mal frei, wird sie von den Bewohnern sofort schmerzlich vermisst. »Wo ist unser Sonnenschein«, heißt es dann und Pflegedienstleiterin Christine Peter muss erklären, dass ihre fleißige und stets gut gelaunte Mitarbeiterin heute nicht zur Verfügung steht.

Gianti Darsono erzählt, dass sie ihre Arbeit mag und gern in Deutschland lebt. Sie kam 2015 als Aupair zu einer Familie nach Nürnberg. In Nürnberg engagierte sie sich im Freiwilligendienst Ober- und Mittelfranken und landete so beim Paritätischen Wohlfahrtsverband. Der Paritätische Wohlfahrtsverband vermittelte sie in den Bundesfreiwilligendienst (BFD) und besorgte ihr nicht nur die Stelle in der Seniorenpflegeeinrichtung, sondern auch eine Wohnung. Dort lebt Gianti Darsono und sagt: »Ich bin wirklich sehr glücklich und möchte noch lange in Deutschland bleiben.« An Deutschland beeindruckt sie der Ordnungssinn und die Pünktlichkeit der Menschen: »In Indonesien weiß man nie, ob und wann ein Bus kommt, hier schon.«

Ebenso wie Gianti Darsono ist auch **Kristina Ivy Thomas** von den Philippinen überglücklich in Deutschland zu arbeiten: »Hier verdient man sehr viel mehr als zu Hause«, erzählt die 31-Jährige, die im Seniorenzentrum Am Zeltnerschloss des Bayerischen

Roten Kreuzes (BRK) tätig ist. Kristina Ivy Thomas wurde in ihrer Heimat zur Gesundheits- und Krankenpflegerin ausgebildet. Es ist in den Philippinen üblich, dass ein Familienmitglied ins Ausland geht, um die Familie von dort aus zu unterstützen, erzählt sie.

Workineh Siyoume vermisst manchmal seine Heimat. Er kommt aus Äthiopien und arbeitet im Käte-Reichert-Heim der AWO in Nürnberg als Pflegehelfer. »Ich mag meinen Job, weil ich gerne anderen helfe«, erzählt der 27-Jährige. Man könne von den alten Menschen eine Menge lernen. Außerdem lebten sowohl Mitarbeiter als auch Bewohner in Sicherheit, was man nicht hoch genug schätzen könne, sagt Workineh Siyoume. »Mein Team ist wie eine Familie.« Nur dass die Deutschen so viele Dokumente und Unterlagen benötigen und man so viel unterschreiben müsse, hat ihn anfangs irritiert.

Vivian Ondiek stammt ebenfalls aus Afrika, allerdings aus Kenia. Seit 2012 lebt die 28-Jährige in Deutschland seit exakt zwei Jahren und drei Monaten in Nürnberg. Die

junge Frau ist stellvertretende Wohnbereichsleitung und Altenpflegerin im Karl-Heller-Stift der Stadtmission Nürnberg in Röthenbach an der Pegnitz. Vivian Ondiek fand den Einstieg in ihren Beruf über ein freiwilliges soziales Jahr in einer Klinik in Heidelberg. Dort absolvierte sie eine Ausbildung als Krankenpflegerhelferin und kam 2016 nach Nürnberg.

In der Altenhilfe des Caritasverbandes Nürnberg arbeiten 65 Ordensfrauen aus dem südindischen Bundesstaat Kerala. Schwester **Jessy Thomas** ist eine von ihnen. Sie ist die Heimleiterin des Jacobus von Hauck-Stifts und kommt wie ihre Kolleginnen aus der St. Thomas Province in Changanacherry. »Ich wollte unbedingt Ordensschwester werden und die Liebe Gottes an die Menschen weitergeben«, erzählt sie. Dass sie in der Altenpflege landete, hat die 44-Jährige erstmal auf sich zukommen lassen. »In Indien kennt man Altenpflege nicht als Beruf, aber ich habe schnell Spaß daran gefunden.«

Helden des Heimaltags

Mit Elan und Tatkraft helfen Ehrenamtliche dort, wo es am nötigsten ist

Sie stehen nicht im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit. Für sie wird kein roter Teppich ausgerollt. Aber sie sind aus unserem Gemeinwesen nicht mehr wegzudenken: Die Frauen und Männer, die Jugendlichen, die sich, wo auch immer, ehrenamtlich engagieren.

Günter Dehn

Mehr als 40 Prozent der Deutschen setzen sich nach Angaben des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend ehrenamtlich für andere ein. Das sind fast 31 Millionen Bürger. Es sind überwiegend Frauen, die sich hier einbringen und die über 65jährigen sind am stärksten vertreten. Angesichts der demographischen Entwicklung – im Jahr 2050 sollen schätzungsweise fast 40 Prozent in Deutschland über 65 Jahre alt sein – wird die Notwendigkeit ehrenamtlicher Mitarbeit in Alten- und Pflegeheimen wohl eher zunehmen. Stellvertretend für sie sollen hier vier Frauen und ein Mann vorgestellt werden, die sich seit Jahren als ehrenamtliche Mitarbeiter in der Altenpflege engagieren.

Christine Weberndörfer hat sich eigens als »ehrenamtliche Demenzbegleiterin« ausbilden lassen. Das war 2014. Seit sechs Jahren begleitet die agile Sechzigjährige Menschen mit Demenz: Mindestens einmal in der Woche betreut sie für vier Stunden eine alte Dame in ihrem Zuhause und kümmert sich außerdem um die Bewohner im Hephata der Nürnberger Stadtmission. »Vielleicht«, sagt sie, »war die Erkrankung

meiner Mutter an Demenz kein Zufall, sondern Bestimmung und Wegweisung.« Sich mit den verschiedenen Biographien auseinanderzusetzen, Vertrauen aufzubauen, zu erleben, wie man auch wieder dem alten Menschen Sicherheit vermitteln könne, das sei »einfach wunderbar«.

»Für mich ist das Engagement für die Gemeinschaft einfach wichtig.« Das sagt **Wolf-Dieter Presuhn**. Und damit beschreibt der 73-Jährige mit einem kurzen Satz das, was ehrenamtlich Tätige miteinander verbindet. Seit neun Jahren ist sein Einsatzort das Caritas-Senioren- und Pflegeheim St. Martin in Nürnberg. Er, der schon immer gerne etwas organisiert hat, kann hier sein Talent voll ausleben. Er gehört der Bewohnervertretung und der Redaktion der Bewohnerzeitung »Martinshorn« an, organisiert interne und öffentliche Veranstaltungen oder sorgt dafür, dass für die Bewohnerinnen und Bewohner ein schöner Geburtstag ausgerichtet wird. »Ich tue es zum einen aus christlicher Überzeugung, aber auch, weil es eine sinnvolle, sinnstiftende Tätigkeit ist.«

Sie gehört gewissermaßen schon zur Stamm-Mannschaft im Käte-Reichert-Heim der Arbeiterwohlfahrt in Nürnberg: **Ursula Lipp**. Seit 15 Jahren kümmert sich die 77-Jährige ehrenamtlich um alte und gebrechliche Menschen. Eines kam für sie nie in Frage: sich auf die faule Haut zu legen. Ihre Tätigkeit im Heim hat auch eine politische Dimension: »Die Menschen in den Heimen brauchen unbedingt eine Lobby.« Deshalb fungiert sie seit elf Jahren auch als externes Mitglied im Bewohnerbeirat und hat als dessen Vorsitzende bereits einiges in Bewegung



Gerlinde Späth bedient im Cafe im BRK-Seniorenzentrum »Am Zeltnerschloss«. Foto: Mile Cindric

gesetzt. So wurde ein Sonntagscafe eröffnet, in dem sich Bewohnerinnen und Bewohner auch mit ihren Angehörigen zusammensetzen können, auf vielfachen Wunsch wurde ein Singkreis ins Leben gerufen. »Und damit auch unsere Senioren up to date sind, habe ich dafür gesorgt, dass ein Computerprogramm mit Spielen, von der Hochschule für Senioren entwickelt, zur Verfügung steht.«

Sie zählt mit ihren 78 Jahren, wie viele der Ehrenamtlichen, selbst zu den Senioren: **Gerlinde Späth**. Einmal in der Woche ist sie im Cafe im Seniorenzentrum des Roten Kreuzes »Am Zeltnerschloss« anzutreffen. Da bedient sie Bewohner und ihre Gäste.

Egal, ob Tee, Kaffee oder der im Zentrum selbst gebackene Kuchen verlangt werden – die quirlige »Kellnerin« managt alles schnell und ohne Hektik. Mit diesem Engagement hat sie sich einen Lebenstraum erfüllt: »Ich wollte schon immer selbst ein Cafe aufmachen oder in einem Cafe arbeiten.« Das Ehrenamt gehört für Frau Späth und ihren Lebenspartner zur Lebensmaxime. Frau Späths Partner arbeitet bei der Tafel. Er war es auch, der den Kontakt vor einem Jahr zur Heimleitung hergestellt hat. Dass sie nicht nur »bedient«, sondern oft auch als Zuhörerin bei Gästen und Bewohnern gefragt ist, das freut sie zusätzlich.



Im Kopf ist Bernhard Hoinle hellwach. Deswegen nimmt er auf vielfältige Weise am Leben teil. Doch sein Körper lässt ihn zunehmend im Stich. Foto: Uwe Niklas

»Pflege kennt kein Alter«

Bernhard Hoinle benötigt Hilfe im Alltag und lebt deshalb im Stift St. Martin der Caritas

Es ist sehr schwierig, für einen relativ jungen Menschen mit Behinderung einen Betreuungsplatz zu finden. Hier existiert eine Versorgungslücke, die nur mit Flexibilität und einer Portion Menschlichkeit geschlossen werden kann – wie in diesem Fall.

Irini Paul

Wenn sich Bernhard Hoinle morgens mit seinem Rolli ins Taxi helfen lässt, dann sitzen seine Mitbewohner im hellen Gemeinschaftsraum, frühstücken oder liegen in ihren Betten und werden gefüttert. Während die meisten der anderen ihr Berufsleben längst hinter sich gebracht haben, wartet auf den 60-jährigen, wie an jedem Werktag auch, ein Tag im Büro. Seit 25 Jahren arbeitet der gelernte Bürokaufmann bei der Stadt. Dennoch ist sein Zuhause eine Einrichtung, die auf ältere und alte Menschen spezialisiert ist. Denn das Stift St. Martin ist ein Senioren- und Pflegeheim im Nürnberger Norden – und dabei »ein Glücksfall, auf den ich ein Jahr warten musste«, wie Bernhard Hoinle sagt. Solange suchte er, bis er endlich einen Platz gefunden hatte, an dem er leben kann – vor allem, wo er die Hilfe findet, auf die er inzwischen angewiesen ist.

Hoinle leidet seit seiner Geburt an spas-tischer Tretaplegie. Als Kind konnte er sich noch mit Vierpunktkrücken fortbewegen, heute ist er längst auf einen automatischen Rollstuhl angewiesen, den er mit ein paar Fingern seiner rechten Hand bedienen kann. Die Behinderung schränkt ihn zunehmend ein, laufen ist zu einem Ding der Unmöglichkeit geworden, der Rücken ist versteift, auch liegen inzwischen einige schwere Operationen hinter ihm. Heute ist er auf viel Hilfe im täglichen Leben angewiesen, beim morgendlichen Waschen und beim Gang zur Toilette.

Bis vor ein paar Monaten lebte er noch in einer Wohngruppe für geistig behinderte Menschen. »Da kam ich gut zur Arbeit, aber wirklich hingepasst habe ich nicht«, sagt er rückblickend, aber ohne jede Bitterkeit in der

Stimme. Daher sei er froh, nun in St. Martin leben zu können – obwohl er hier ein Exot ist.

Das Stift St. Martin ist nur eines von insgesamt sechs Alten- und Pflegeeinrichtungen, welches die Caritas in Nürnberg bzw. Fürth betreibt. Dort haben insgesamt 585 ältere und alte Menschen ein Zuhause gefunden und werden von 489 Personen versorgt, umsorgt und gepflegt – von Pflegern, Therapeuten, Hauswirtschaftern, aber auch von Mitarbeitern in der Verwaltung. Den größten Teil der Arbeit leisten 262 Menschen, die direkt in der Pflege da sind – nicht ganz 50 Mitarbeiter sind in der sozialen Betreuung tätig. Der jüngste Bewohner ist Jahrgang 1962, die älteste ist 1914 zur Welt gekommen. Es sind definitiv Einrichtungen für ältere Menschen: Das Durchschnittsalter der Bewohner liegt bei 84 Jahren. Männer sind hier eindeutig in der Minderheit, denn Dreiviertel aller Bewohner in den Heimen sind Frauen.

Was Bernhard Hoinle mit allen Bewohnern eint, ist die Tatsache, dass ein Leben in den eigenen vier Wänden nicht möglich ist. »Er

»Das Zimmer ist eigentlich für zwei Personen gedacht, aber wegen seiner Rollis braucht er mehr Platz«



ist ein Bewohner, für den es keine richtige Einrichtung gibt«, sagt Peter Meusch, der das Stift St. Martin leitet. Das läge nicht etwa an der fehlenden Bereitschaft der Einrichtungen, sondern vielmehr an der Tatsache, dass Menschen wie Bernhard Hoinle nicht die Regel seien: geistig fit, im Berufsleben stehend, aber körperlich auf eine intensive Pflege angewiesen. Da die Häuser wirtschaftlich arbeiten müssten, sei es unmöglich, für diese kleine Gruppe immer Zimmer vorzuhalten. »Diese Menschen fallen einfach durch alle Raster«, so Meusch. Daher müsse man in diesen Fällen »kreativ« sein, wie er es formuliert.

Keine leichte Aufgabe: Schließlich stellt die demografische Entwicklung die Wohlfahrtsverbände ohnehin vor neue Herausforderungen. Da immer mehr Senioren in ihren Wohnvierteln bleiben möchten, will auch die Caritas vermehrt Modelle anbieten, die ambulante Versorgung mit den Vorteilen der stationären Versorgung kombinieren. »Das Seniorenheim wird also zentraler Stützpunkt im Stadtviertel sein für verschiedenste ambulante, teilstationäre und stationäre Dienste in den Bereichen Pflege und Betreuung«, so Stefan Unterburger vom Nürnberger Caritasverband.

Bernhard Hoinle kann nicht alleine leben. Es war schlicht »die Not«, die Peter Meusch motivierte, zu helfen. Nach Rücksprache mit dem Caritasverband konnte er dem 60-jährigen Hoinle schließlich ein Zimmer geben, das eigentlich für zwei Menschen gedacht ist. »Aber wegen der großen Rollis braucht er mehr Platz, das wäre in einem Einzelzimmer nicht gewährleistet gewesen«, so Meusch.

Die Mutter lebt in der Nähe

Und so parken bei Bernhard Hoinle gleich zwei Rollstühle in dem hellen Zimmer mit dem großen Balkon, zwischen ein paar Regalen, der Stereoanlage und dem Computer. Sein Leben ist überschaubar. Es spielt sich zwischen seinem Heimzimmer und seinem Bürojob an der Bertolt-Brecht-Schule ab. Dennoch ist er mobiler als viele andere und hat den Vorteil, dass seine Mutter nur ein paar Straßen weiter wohnt und ihn regelmäßig besucht.

»Mit meinen Eltern habe ich viel Glück gehabt, sie waren immer für mich da«, sagt Bernhard Hoinle rückblickend über seine Mutter und den inzwischen verstorbenen Vater, der ihn als Lehrer bis zum 12. Lebensjahr des Sohnes zuhause unterrichten durfte. Aufgrund seines körperlichen Handicaps konnte er an einer Regelschule nicht aufgenommen werden. »Das war früher einfach anders«, sagt Hoinle. Aber vor 50 Jahren konnte von Inklusion noch keine Rede sein.

Es gelang ihm schließlich dennoch, den Hauptschulabschluss zu machen und in Rummelsberg und Altdorf seine Ausbildung zum Bürokaufmann zu absolvieren. Wie schwer es Menschen mit Handicap vor Jahrzehnten zuweilen noch im Berufsleben hatten, musste auch er durchleben und erzählt von einem früheren Arbeitgeber, der »mich nur unsinnige Arbeiten« machen ließ und ihn schikanierte. »Und dann habe ich irgendwann die Stelle bei der Stadt bekommen«, wie er strahlend sagt. Dort fühle er sich wohl, werde ernst genommen.

»Die Schüler sind alle sehr hilfsbereit«, erzählt er. Denn Hilfe braucht er eben, auch wenn er geistig hellwach ist. »Manche, die mich nicht kennen, halten mich wegen meiner körperlichen Behinderung und der gelähmten Zunge für geistig behindert oder dement, aber das bin ich ja gar nicht.« Aber alle Mitarbeiter im Heim gäben sich große Mühe, ihn zu unterstützen.

»Die Situation ist für alle eine Herausforderung«, meint Peter Meusch. Aber mit Geduld, Verständnis und Kreativität käme man gut zurecht. Bernhard Hoinle hofft unterdessen auf schönes Wetter, weil er mit dem Rollstuhl in der Außenanlage in der Sonne sitzen möchte.

Heimleiter Peter Meusch hat mit einer ungewöhnlichen Entscheidung dafür gesorgt, dass sein Bewohner Bernhard Hoinle nicht durch das Raster fällt. Foto: Uwe Niklas

»Pflege ist so viel mehr als waschen und füttern«

Marco Meußel ist als männliche Pflegekraft eine echte Rarität

Er ist noch keine 30 Jahre alt und hat schon erste Beschwerden, die von seinem anstrengenden Beruf herrühren. Dennoch mag Marco Meußel seine Tätigkeit als Altenpfleger.

Michaela Zimmermann

Marco Meußel ist ein wenig müde. Die vorangegangene Nachtschicht steckt ihm noch in den Knochen. Dabei war der Dienst noch nicht mal besonders stressig. Meußel arbeitet als Altenpfleger auf einem Behüteten Wohnbereich des Karl-Heller-Stifts in Röthenbach überwiegend mit Demenzkranken. Das Heim steht unter der Trägerschaft der Stadtmission Nürnberg. Die Grippewelle hat auch in Meußels Kollegenkreis für Ausfälle gesorgt und so musste der Altenpfleger zusehen, wie er mit dem ausgedünnten Team zurecht kommt. »Manche der Bewohner schlafen ja nicht, sondern wandern nachts in der Station herum«, erzählt er. Bei einigen müsste man aufpassen, dass sie nicht weglaufen. »Doch ich kenne meine Alten und weiß genau, wie sie ticken.« Viele von ihnen könnten sich zwar aufgrund der fortgeschrittenen Demenz nicht mehr artikulieren, aber man kenne ja Biografie und Gewohnheiten und irgendwann klappe die Verständigung auch nonverbal, sagt der gebürtige Henfenfelder, der in Hersbruck lebt.

Meußel ist eine echte Rarität. Männliche Altenpfleger sind in etwa so selten wie weibliche Vorstandsvorsitzende. Der Männeranteil in der professionellen Altenpflege liegt zwischen zehn und 15 Prozent. Als Grund dafür wird in der Fachliteratur häufig die männliche Sozialisation verantwortlich gemacht, in der Empathie und Für-andere-da-Sein kaum eine Rolle spielen. Hinzu kommt das negative Berufsbild mit wenig Aufstiegschancen und geringer gesellschaftlicher Anerkennung.



Marco Meußel: »Wir Männer sind immer der Stationskran.« Foto: Uwe Niklas

Die fehlende Anerkennung für seinen Beruf stört den bald 26-jährigen schon lange nicht mehr. Seit zehn Jahren arbeitet er nun schon in der Pflege von Senioren. Ihm macht die Arbeit Spaß. »Aufgrund meiner ruhigen Art machte mir eine Dame der Berufsberatung den Vorschlag, in die Altenpflege zu gehen und ich habe es einfach ausprobiert.« Die ersten beiden Praktika waren schwer für den damals 15-jährigen Mittelschüler. »Da musste ich nachts eine alte Frau, die unter schwerer Demenz litt, auf dem Toilettenstuhl waschen und es war das erste Mal für mich.« Doch er »riss sich am Riemen«, wie er sagt, und wusch die alte Dame.

»Nach den ersten Tagen im Praktikum dachte ich, das geht gar nicht, doch dann habe ich mich daran gewöhnt. Man braucht eben eine gewisse Reife für diese Arbeit.« Zum Glück gab es viele andere Tätigkeiten

im neuen Job, die Marco Meußel Spaß machten. »Das Füttern hat mir gefallen. Es ist schön, etwas so Sinnvolles zu tun und dabei zuzusehen, wie Löffel für Löffel im Mund verschwindet und man sieht, wie es dem Menschen guttut.«

Als Meußel die Ausbildung zum Altenpflegehelfer absolvierte – für die Fachkraft-Ausbildung benötigt man die Mittlere Reife, es sei denn man hat vorher die Altenpflegehelfer-Ausbildung absolviert – hagelte es Kritik aus dem Freundeskreis. Etliche machten sich über den Job des 17-jährigen lustig. »Es ist immer das Gleiche, viele denken, man wäscht und füttert die alten Leute nur und hilft ihnen nach dem Toilettengang, dabei ist Pflege viel mehr!« Als Fachkraft ist Meußel für die psychosoziale Betreuung der Pflegebedürftigen zuständig. Er motiviert sie, aktiviert sie und berät sie bei Bedarf. Darüber hinaus be-

rät er auch die Angehörigen. Nach dem Tod eines Verwandten hilft er den Betroffenen mit Gesprächen über den Verstorbenen dabei, über den Verlust hinwegzukommen.

Schwierig findet es der Altenpfleger, wenn der natürliche Sterbeprozess eines Menschen manipuliert wird. »Letztendlich geht es um jede Infusion, denn die Flüssigkeitszufuhr verlangsamt den Sterbeprozess und das Leiden zieht sich weiter hin.«

Nach einem Jahr als Altenpflegehelfer in einem Heim der Arbeiterwohlfahrt in Pommelsbrunn wechselte Meußel in ein privates Pflegeheim nach Röthenbach, um Fachkraft zu werden. 2011 begann er mit der Ausbildung und scheiterte. »Ich habe die Schule nicht ernst genug genommen.« Ein Jahr später wagte er auf Drängen seiner Chefin, die fest an ihn glaubte, einen zweiten Versuch. Und schaffte die dreijährige Ausbildung. »Das Examen war sehr anspruchsvoll und es wurde in den Prüfungen echt viel verlangt, aber ich habe es geschafft.« In der praktischen Prüfung bekam er eine glatte 2, worauf er stolz ist. Nach der Ausbildung zur Fachkraft heuerte Meußel im Karl-Heller-Stift in Röthenbach an der Pegnitz an, das zur Stadtmission gehört. Seit 2016 arbeitet er dort auf der Behüteten Station.

Wie ist es als Mann in einem klassischen Frauenberuf? Marco Meußel lacht. Frauen seien von Natur aus sozialer eingestellt, sagt er, sie täten sich in vielem leichter, hätten aber auch oft Probleme, sich emotional abzugrenzen. Ohne soziale Ader sei man in der Altenpflege völlig verkehrt, sagt Meußel. »Außerdem sind wir Männer der Stationskran.«

Was ihn stört ist die Tatsache, dass er oft so unter Zeitdruck steht, dass er seine Arbeit nicht so gründlich und ordentlich machen kann, wie er es in der Ausbildung gelernt hat. »Ich weiß nicht, wie lange ich den Stress noch packe«, sagt er. Seine Arbeit verlange ihm körperlich und nervlich viel ab.

Interessiert an einer Ausbildung zur Altenpflegekraft? Hier die Kontakte:

AWO: Hans-Weinberger-Akademie, Tel. 0911/74097-0
BRK: Andreas Thieme, Tel. 0911/99403500
Caritas: Berufsfachschule für Altenpflege, Tel. 0911/47494810
Stadtmission: Pamela Heisler, Tel. 0911/99573-11
Paritätischer: Irene Ittner, Tel. 0911/91967-0

Ausbildung zur examinierten Altenpflegekraft: Fünf Lehrlinge geben Auskunft



Name und Alter: Christian Paulus kommt aus Nürnberg und ist 40 Jahre alt. Im zweiten Lehrjahr beim Bayerischen Roten Kreuz..

Motivation: Ich war vorher im Qualitätsmanagement tätig und habe gemerkt, dass ich lieber mit Menschen arbeite. Nach einem Praktikum in der Altenpflege war mir klar, dass ich diesen Job machen möchte.

Was mir gefällt: Die Menschen sind sehr dankbar, dass sich jemand um sie kümmert. Das Gefühl, gebraucht zu werden ist schön und wird zurückgegeben. Die Patienten fragen nach mir, wenn ich nicht da bin und erkundigen sich nach mir.

Weniger schön ist: Die Ausbildung ist manchmal stressig. Es werden viele Schultests geschrieben. Man darf das, was man erlebt, nicht zu sehr an sich rannehmen lassen.



Name und Alter: Rocio Martinez-Escaris kommt aus Spanien, ist 29 Jahre alt und hat die Ausbildung bei der Caritas soeben abgeschlossen.

Motivation: Ich bewirke jeden Tag etwas Gutes und erhalte dafür Dankbarkeit. Als Zahnarzthelferin hat mir das eigenverantwortliche Arbeiten irgendwie gefehlt. Mein Praktikum im Stift St. Martin der Caritas hat mir dann so gefallen, dass ich bei der Altenpflege geblieben bin.

Was mir gefällt: Wenn man vergisst, dass man eigentlich arbeitet: es gibt viele Tage, die fühlen sich viel mehr an wie ein Besuch bei meiner Oma oder überhaupt wie das Leben in einer großen Familie.

Weniger schön ist: Wenn jemand stirbt, zu dem man über die Monate und Jahre eine Beziehung aufgebaut hat, ist das immer hart.



Name und Alter: Irina Mashinskaya ist 34 Jahre alt, kommt aus Russland und ist im zweiten Lehrjahr in der Paritätischen Altenhilfe GmbH Nordbayern.

Motivation: Der Beruf hat mir die eigene Angst vor dem Alter und dem Sterben genommen. Ich war erst in der Tourismusbranche tätig und sehnte mich nach einer sinnstiftenden Veränderung, die ich in der Pflege fand.

Was mir gefällt: Die Biografiearbeit, Gespräche mit den Bewohnern, die interessanten Schulfächer, in denen ich viele medizinische Kenntnisse und wichtiges Wissen über Körperfunktionen erhalte.

Weniger schön ist: Dass der Pflegeberuf in der Öffentlichkeit mit Vorurteilen und falschen Vorstellungen verknüpft ist, auch der Stress ist nicht schön, aber zum Ausgleich gehe ich joggen.



Name und Alter: Elke Pöllath ist 47 Jahre alt und kommt aus Nürnberg. Sie ist im zweiten Lehrjahr bei der Stadtmission.

Motivation: Ich habe durch meine Schwiegermutter, die ich länger zu Hause betreut habe, gemerkt, dass es mir total Spaß macht, mich um ältere Menschen zu kümmern.

Was mir gefällt: Die Pflege ist so vielseitig und man kann sich immer weiterentwickeln und Zusatzausbildungen machen. Oft gibt es auch so richtige Erfolgserlebnisse. Zum Beispiel, wenn ein Bewohner gar nicht mehr aus dem Bett will und es gelingt mir doch, ihn zu motivieren.

Weniger schön ist: Wir haben viel Bürokratie zu schaffen – neben den ganzen anderen Dingen am Tag. Oft ist die Zeit zu knapp. Aber du musst beides schaffen und flexibel sein.



Name und Alter: Edis Celikovic kommt aus Bosnien-Herzegowina. Er ist 32 Jahre alt und im zweiten Lehrjahr bei der AWO.

Motivation: Ich war schon immer hilfsbereit und habe großes Interesse an anderen Kulturen. Das Pflegeheim bietet mir die Möglichkeit, viele Kulturen an einem Ort kennenzulernen.

Was mir gefällt: Ich profitiere viel vom Erfahrungsschatz der Bewohner im Heim und außerdem ist die Dankbarkeit der Heimbewohner nicht mit Geld aufzuwiegen.

Weniger schön ist: Leider hat der Pflegeberuf wenig Anerkennung in der Gesellschaft. Man hört und liest oft nur die schlechten Seiten, dabei macht es mir viel Spaß. Es ist bedauerlich, dass die Pflege so ein schlechtes Image hat, vor allem bei Menschen, die mit der Arbeit nicht direkt involviert sind.



Demenzkranke brauchen Zuwendung: Die stellvertretende Leiterin der Tagespflege Halime Sinkil und Barbara Galovics beim Häckeln. Foto: Mile Cindric

»Man muss immer auf sie aufpassen«

Rituale und Routinen im Umgang mit Sterbenden

Demenz hat viele Facetten. Im BRK-Seniorenzentrum »Am Zeltnerschloss« in Nürnberg kümmern sich Pflegekräfte um 16 Demenzkranke in der Tagespflege und rund 90 in der stationären Pflege. Die Bedürfnisse sind ganz verschieden.

Lea-Verena Meingast

Demenz hat viele Facetten. Im BRK-Seniorenzentrum »Am Zeltnerschloss« in Nürnberg kümmern sich Pflegekräfte um 16 Demenzkranke in der Tagespflege und rund 90 in der stationären Pflege. Die Bedürfnisse sind ganz verschieden.

Auf einmal ging alles ganz schnell. Zunächst wurde Barbara Galovics vergesslicher, dann kam Orientierungslosigkeit hinzu. Eines Nachts wurde sie um Viertel-drei in Amberg aufgefunden. Sie hatte einen falschen Zug genommen und die Orientierung verloren. Kurz vor ihrem 63. Geburtstag erhielt sie die Diagnose Demenz. »Der Arzt sagte, es wird ein steiler Weg. Und es ist schon schwerer geworden, wenn man vergleicht, wie fit sie noch vor ein oder zwei Jahren war«, erzählt Barbaras Mann Jozsef (69). Barbara (67) spricht heute kaum noch. Sie schaut ihr Gegenüber mit großen Augen an, öffnet den Mund, als wolle sie nach Luft schnappen und etwas sagen. Doch sie schließt ihn schnell wieder, atmet aus und presst dabei die Lippen aufeinander – als ob sie seufzen würde.

»Manchmal sieht sie mich so erwartungsvoll an. Ich wüsste in dem Moment so gerne, was sie denkt. Sie versteht zwar, was ich sage, kann sich aber nicht mehr so ausdrücken wie früher«, beschreibt ihre Tochter Judit (37) den Zustand.

Barbara Galovics verbringt vier Tage pro Woche in der Tagespflege des BRK-Seniorenzentrums »Am Zeltnerschloss« in Nürnberg. »Sie hat diese Weglauftendenz. Man muss die ganze Zeit auf sie aufpassen«, erzählt Jozsef. Er und seine Tochter wollten, dass sich jemand möglichst gut um sie kümmert und

sie auch noch Kontakt zu anderen Menschen hat. »Zuhause hat sie ja nur uns beide.«

Vor rund zwei Jahren eröffnete die Tagespflege des Zentrums. Als Jozsef und Judit von den Plänen erfuhren, wurden sie hellhörig. Denn die klangen ideal für Barbara Galovics. »Wir wohnen nicht weit entfernt, deshalb können wir sie zu Fuß begleiten. Und wir fanden es toll, dass die Gruppe neu entstand, sie also nicht in eine Gruppe kam, in der sich schon alle kennen«, so Judit Galovics.

Vor der Arbeit bringt Jozsef Galovics seine Frau gegen 8 Uhr ins Seniorenzentrum. Nachmittags holt ihre Tochter sie ab. Zunächst frühstücken die Gäste der Tagespflege gemeinsam. 16 Personen sind angemeldet. Manche kommen nur an einem, andere an fünf Tagen pro Woche. Es sind nie mehr als zehn Gäste anwesend. Nach dem Frühstück beschäftigen sie sich einzeln oder als Gruppe im Gemeinschaftsraum. Es wird zum Beispiel aus der Zeitung vorgelesen, gemalt oder Qigong angeboten.

»Wenn sie Tschüss sagt, freue ich mich total«

Barbara Galovics häkelt am liebsten. »Anfangs hat sie sehr aufwändige, große Stücke, Decken und Ponchos, angefertigt, Jetzt macht sie lange Ketten«, erzählt Halime Sinkil, stellvertretende Leiterin der Tagespflege.

Im vergangenen Sommer saß Frau Galovics wieder auf ihrem Lieblingsplatz, im senfgelben Sessel neben der Glasfront, und hat eine Mütze und einen Schal gehäkelt. »Ich war kurz bei einem Gast nebenan und als ich zurückkam, hatte sie beides fertig und schon angezogen. Das sah so süß aus«, erinnert sich die 27-Jährige. »Frau Galovics spricht ja fast nicht mehr. Aber wenn sie dann hallo oder tschüss zu mir sagt, freue ich mich total.«

Anfangs fiel es Barbara Galovics schwer sich einzugewöhnen. »Sie war die Jüngste und meinte, sie sei ja gesund. Sie hat nicht verstanden, warum sie hierher soll«, erzählt ihre Tochter. Aber nach einer Weile sei sie gerne hergekommen. »Wenn wir am Wochenende spazieren gehen, zieht sie manchmal in die Richtung hierher.«

Vormittags kümmern sich drei Pflegekräfte um die Gäste, die aus Zabo, Eibach und der Südstadt kommen. »Die Herausforderung ist, alle im Blick zu behalten«, sagt Halime Sinkil. Demenzpatienten verlieren irgendwann das Gefühl für Zeit und Ort. Manche leben gedanklich in einer früheren Zeit ihres Lebens, möchten zu ei-

ner bestimmten Person aus dieser Zeit und laufen dann weg. »Mehrere hier haben diese Weglauftendenz. Manche kann man ablenken«, erläutert die 27-Jährige. »Aber Besetzung und Pflegeschlüssel sind hier sehr gut. Bei einer solch kleinen Gruppe kennen sich die Gäste gut und man kann ihnen so viel geben, das schätze ich«, sagt Halime Sinkil.

Zugesperrt wird nie. »Das dürfen wir rechtlich gar nicht. Wir setzen auf überschaubare Gruppen«, sagt Andreas Thieme, Pflegedienstleiter und Leiter der Tagespflege. Bei Anfragen erkundigen sich Angehörige oft nach Betten. »Unsere Sessel haben ausklappbare Fußstützen. Die Tagespflege soll aktivierend wirken, deshalb haben wir uns bewusst gegen Rückzugsräume mit Betten entschieden.« Auch Flexibilität ist ihm wichtig. »Die Gäste haben wie jeder von uns unterschiedliche Tagesformen und Bedürfnisse. Deshalb sagen wir nicht: Um 14 Uhr ist Qigong, ob sie wollen oder nicht. Die Würde der Menschen steht bei uns im Mittelpunkt«, so Thieme.

Der Pflegeberuf sollte viel mehr Anerkennung erfahren und Demenz stärker erforscht werden, findet Jozsef Galovics. Er macht sich Gedanken über die Zukunft seiner Frau: »Wir müssen der Realität ins Auge

sehen, dass sich ihr Zustand verschlechtern wird. Wir wünschen uns, dass sie nicht leiden muss.« Er und seine Tochter hoffen, dass Barbara Galovics so lange wie möglich zuhause leben und die Tagespflege nutzen kann. »Es ist ein lebenswertes Leben und hier kümmern sich die Menschen intensiv um sie«, sagt Judit.

Lothar Zagel (86) besucht jeden Tag seine Frau Marianne (87), die auf der Demenz-Station der stationären Pflege lebt. Einzige Ausnahme: Familienfeiern. »Da vertrete ich sie sozusagen mit«, sagt er lachend. Sie schläft viel, so wie jetzt gerade. Sie schreckt ein wenig hoch, hustet. Er streicht ihr sanft über die Schläfe, flüstert »alles ist gut«. Seit rund 65 Jahren sind sie verheiratet, haben drei Kinder und sechs Enkelkinder.

»Ich bin restlos zufrieden mit der Betreuung«

Marianne war knapp über 80 Jahre alt, als sie Gehschwierigkeiten bekam. Der Beginn von Parkinson, stellte ihr Neurologe fest. Irgendwann stürzte sie, konnte nicht mehr laufen. Lothar pflegte sie zuhause. Er wollte sich solange wie möglich selbst um sie kümmern. Doch dann kam er an seine eigenen Grenzen. »Manchmal habe ich sie nachts auf die Toilette getragen, wenn sie musste. Ich saß dann neben ihr und es hat mir immer wieder die Augen zugezogen. Ich konnte irgendwann einfach nicht mehr.« Man überschätzt sich, muss seine Grenzen aber akzeptieren, auch wenn es schwerfällt, ist er überzeugt. »Irgendwann bricht man fast zusammen und dann muss man von einem auf den anderen Tag entscheiden, wie es weitergeht. Das ist auch nicht besser«, sagt er. Inzwischen hat Marianne Zagel Parkinson im Endstadium und Demenz.

Seit fünf Jahren lebt sie nun auf der Demenz-Station. »Ich bin restlos zufrieden mit der Betreuung. Ich war überrascht, wie gut sich gekümmert wird«, sagt er. Die Schwestern seien ja auch nur Menschen. Früher hat er seine Marianne im Rollstuhl nach Hause gefahren, zuhause mit ihr Kaffee getrunken und sie wieder hergebracht. Heute geht das nicht mehr, auch mit dem Essen hat sie Schwierigkeiten.

Im Seniorenzentrum leben rund 150 Bewohner auf fünf Wohnbereichen. Zwei davon sind für somatische Erkrankungen, drei für Demenz. Die Bewohner haben den Pflegegrad zwei bis fünf, manche sitzen im Rollstuhl. Um die 30 Bewohner einer Station kümmern sich mindestens drei bis vier Pflegekräfte. Es gibt Doppel- und Einzelzimmer, die mit Pflegebett, Einbauschränk, Nachtkästchen, Minibar und Bad mit Dusche ausgestattet sind. Hier gibt es vorwiegend Gruppenbeschäftigungen: Es werden Märchen vorgelesen, Singkreise veranstaltet oder Igelbälle in der Gruppe hin- und hergegeben.

Neue Gäste erhalten einen Paten aus dem Mitarbeiterpool, der sie begleitet und bei Fragen für sie da ist. Leicht ist die Eingewöhnung nicht, das weiß Andreas Thieme: »Oft sind sie ja schon durch die Demenz verwirrt, dann ist noch die Umgebung neu oder sie fühlen sich zwischen ihrem alten und neuen Zuhause hin- und hergerissen.« Viele blühten in der stationären Pflege aber auch auf und freuten sich über die neuen Kontakte. »Manche würden zuhause vereinsamen.«

Auch Lothar Zagel kennt viele Bewohner: Er hilft beim Essen verteilen und hat einen Stammtisch für Angehörige mitorganisiert. »Da hatten wir manchmal eine Gaudi. Lachen gehört dazu, den Humor darf man nicht verlieren«, betont er. Dann wird er ernst. »Ich weiß nicht, ob Marianne mich noch empfindet, meine Nähe spürt«, sagt er. Er hofft es, geht an guten Tagen mit ihr im Rollstuhl in der Grünanlage spazieren, mixt ihr Essen und füttert sie. Er blickt zu ihr hinüber und streicht liebevoll über ihre Hand. »Sie war immer mein Antrieb. Ich möchte sie begleiten, solange ich kann.«



Zuhören gehört für Petra Schnitzler zu den wichtigsten Eigenschaften, die sie als Seelsorgerin mitbringen muss, wenn Heimbewohner mit ihr über den Tod sprechen möchten. Immer mehr Heime sind für die Begleitung bis zum letzten Atemzug mit Trauerkorb und Abschiedsritualen gut vorbereitet. Fotos: Uwe Niklas



Der Tod hat viele Gesichter

Rituale und Routinen im Umgang mit dem Sterbenden

In letzter Zeit hat sich vieles in den Altenheimen verändert, wenn das Leben zu Ende geht. Die Betreuung ist individueller und intensiver geworden.

Petra Nossek-Bock

Um den Tod ranken sich viele Geschichten und Sinnsprüche. Dass er zum Leben gehört, wissen alle, die entweder in einem Alten- und Pflegeheim arbeiten oder die sich schon einmal intensiver mit der eigenen Sterblichkeit auseinandergesetzt haben. Doch es bleibt die Frage, wie gestaltet sich der Sterbeprozess? Welche Bedürfnisse sind am Lebensende relevant? Immer mehr Einrichtungen stellen sich dem Thema. Fast jedes Pflegeheim entwickelt eigene Rituale und Routinen im Umgang mit dem Tod.

Im Christian-Geyer-Heim der Stadtmission Nürnberg ist Seelsorgerin Petra Schnitzler die zentrale Ansprechpartnerin für Mitarbeiter, Bewohner und Angehörige. Seit einiger Zeit steht ein Trauerkorb bereit. Er ist gefüllt mit verschiedenen Artikeln, die in einem Sterbezimmer hilfreich sind. Musik, oft Klassik, beruhigt den Dahinscheidenden, ein angenehmer Duft manchmal ebenso. Was man nicht in einen Korb packen kann, ist Zeit.

Miteinander sprechen ist in den Augen der 54-jährigen Christin ein wichtiger Faktor. Am besten sei es, den Heimbewohner schon möglichst frühzeitig zu fragen, wie er sich denn seinen Abschied von der Welt vorstellt. Manche ältere Menschen sprechen das Thema auch von sich aus an. Sie meinen beispielsweise, dass der Gott sie vergessen habe. Manchmal reichen zehn Minuten aus, um herauszufinden, warum sich der Mensch seinen Tod herbeiwünscht. Einsamkeit könnte ein Grund sein. Wenn man gut über 90 Jahre alt ist, Familienangehörige und Freunde vor einem gegangen sind, sind einige des Lebens müde geworden.

Die spirituelle Begleitung in der letzten Phase des Lebens wird ebenso wenig von der Pflege- wie von der Krankenkasse bezahlt wie die Sterbebegleitung selber, erklärt die Fachkraft und Religionspädagogin. Die Stadtmission, Teil der Diakonie und Trägerin des Hauses, lässt hier mehr Spielraum als mancher andere Heimbetreiber. Denn die Auseinandersetzung mit der Biografie des

Bewohners, seiner Familie und seinen Vorstellungen ist wichtig, um Entlastung zu schaffen. Dies sollte trotz der festen Regeln, die in einem Heimaltag aus organisatorischen Gründen notwendig sind, ein gemeinsames Ziel sein.

Für Sabine Ritter ist es überhaupt keine Frage, nach wem sich die Gestaltung des Sterbeprozesses richten muss. Für die Leiterin des Caritas Hospiz Xenia in Nürnberg steht der Sterbende unbestritten im Mittelpunkt. Nicht seine Angehörigen, auch wenn sich etwa 70 Prozent ihrer Arbeit um Angehörige dreht. Auch die Abläufe in der Institution, ob Heim oder Hospiz seien diesem Gedanken unterzuordnen. Ritter meint, die zentrale ethische Frage ist: Wie gehen die Menschen miteinander um? Welche Wertschätzung bringen sie anderen entgegen. Hier habe sich manches in der Altenpflege und im sozialen Bereich überhaupt in den letzten Jahrzehnten falsch entwickelt, nämlich weg vom Menschen.

Die letzten Tage sollen so normal wie möglich sein

Durch das Hospiz- und Palliativgesetz habe der Gesetzgeber drei Bereiche geschaffen, in denen sich die Versorgung abspielt. Um Schmerzen zu vermeiden, arbeiten bei Heimbewohnern Hausarzt und Pflegerinnen eng zusammen. Mobile Teams sind rund um die Uhr erreichbar, wenn es um die medizinische Behandlung geht. Nur, wenn jemand nicht anders als im Hospiz versorgt werden kann, wird er im Haus Xenia aufgenommen. Etwa drei Wochen lebt ein Gast im Durchschnitt in der beschützenden Atmosphäre des Hauses. In dieser Zeit soll es nach Wunsch der Todkranken so normal wie möglich zugehen. »Wir lachen miteinander, weinen auch zusammen und versuchen unseren Gästen Gutes zu tun«, betont Ritter.

Die Anmeldezahlen beim Haus Xenia sind hoch. Doch nicht alle, die dort ihre letzte Lebensphase verbringen möchten, haben überhaupt die Voraussetzungen für eine Aufnahme. Gerade, weil sich durch das Gesetz einiges geändert hat, bleiben Sterbende oft in ihrer gewohnten Umgebung. Wohnen sie in einem Heim, werden sie dort wahr-

scheinlich auch ihren letzten Atemzug tun.

»Wir fragen uns immer, was kann im Krankenhaus getan werden, was wir nicht können«, sagt Christine Peter, Pflegedienstleiterin in der Seniorenpflegeeinrichtung Stiftung Mittelfränkisches Blindenheim. Hier wohnen nicht nur sehbehinderte und blinde alte Menschen, sondern inzwischen auch Senioren aus dem Viertel. Wenn sie im Sterben liegen, werden sie meist durch die SAPV Teams betreut, die auf die spezielle

ambulante palliative Versorgung spezialisiert sind.

Die Pflegekräfte erhalten häufig Unterstützung durch ehrenamtliche Hospizhelfer, die sich um einzelne Bewohner kümmern. Es

geht dabei nicht nur um solche, die keine Angehörigen mehr haben oder deren Familien nicht in der Nähe leben, sondern auch um diejenigen, die Angst vor dem Tod haben. Sie erhalten durch die Ehrenamtlichen Sicherheit und Ruhe. Mit dem Betreuer dürfen die Sterbenden über ihre Sorgen sprechen.

Für Caroline Mohnlein macht es Sinn, dass Pflegekräfte externe Experten zur Verstärkung hinzuziehen können, wenn sie sich der Situation nicht gewachsen fühlen. Es gehöre schon eine gewisse Lebenserfahrung

dazu, Sterbende und ihre Angehörigen zu betreuen, findet die langjährige Mitarbeiterin des Hans-Schneider-Hauses der AWO. »Zu einem guten Leben gehört auch ein guter Tod«, ist sie überzeugt.

Wenn es sich um Demenzkranke handelt, sollte im Vorfeld mit der Familie geklärt werden, welche Schritte notwendig und gewünscht sind. Natürlich muss die Pflegekraft im akuten Fall immer noch entscheiden, ob sie den Notarzt holt oder nicht. Das sei eine große Verantwortung.

Großen Wert legt man in allen Einrichtungen auf Abschiedsrituale. Im Hans-Schneider-Haus der AWO werden etwa alle sechs Monate die Hinterbliebenen eingeladen. Häufig erfahren die Pflegekräfte dabei, dass die Angehörigen die Unterstützung in der Abschieds- und Trauerphase sehr schätzen. Häufig werde auch Lob für die Fachkräfte geäußert. Meistens sind es eher kleine Gesten, die in einer solchen schwierigen Phase dankbar angenommen werden.

Auch Sabine Ritter, die einen kritischen Blick auf die aktuellen Entwicklungen in der Altenpflege hat, sieht eine gewisse Verbesserung. Dennoch glaubt sie, dass die Politik ihre Augen nicht länger davor verschließen kann, dass die Versorgung der alten Menschen keine Aufgabe ist, die allein dem Wettbewerb und Marktkriterien unterworfen sein sollte.

Bessere Arbeitsbedingungen für bessere Pflege

INTERNATIONALER TAG DER PFLEGE

Wir pflegen Franken!

Ein Beruf, der wirklich Sinn gibt, gut bezahlt ist und sicher: Am Internationalen Tag der Pflege 2018 wollen die mittelfränkischen Wohlfahrtsverbände zeigen, dass der Arbeitsalltag in der Altenpflege Spaß macht.

Am Samstag, 12. Mai, wird von 12 bis 16 Uhr auf dem Hans-Sachs-Platz in Nürnberg ein buntes Programm geboten. Unter dem Motto »Wir pflegen Franken« stellen Caritas, Bayerisches Rotes Kreuz (BRK), Stadtmission, Arbeiterwohlfahrt und der Paritätische Wohlfahrtsverband ihre Angebote vor. Darüber hinaus sind auch der Stadtseniorenrat, der VDK und die Vereinigung der Pflegenden mit Informationsständen vertreten.

Besucher können sich auf unterschiedliche Weise in der Pflege ausprobieren, die unterhaltsame Fotobox nutzen und für die Kleinsten gibt es eine Hüpfburg. An wechselnden Plätzen in der Innenstadt finden Flashmobs und Mitmachaktionen der Pflegeschulen statt. Weitere Informationen: www.wir-pflegen-franken.de zim